Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

können nicht wissen, wie lange beides vorhält, und wieviel Anpassungsfähigkeit die Türkei in der Berührung mit der modernen, europäischen Welt noch entwickeln wird. Jedenfalls braucht ihr nicht gefährlich zu werden, was dem alten Frankreich gefährlich geworden ist: die chronische Hungersnot, nämlich wenn sie deutscher Arbeit die wirtschaftliche Erziehung des Landes überträgt. Das Herrmannsche Buch ist hierzu eine interessante Vorarbeit.

Georg Schiele

Litteratur

Glück. Ein vieldeutiges Wort! Die oberflächlichste Anwendnng wünscht es uns zu jedem Neujahr, die tiefste Auffassung z. B. bei Hilty, dem schweizerischen Carlyle, findet es eigentlich nirgends und hört doch nicht auf es zu suchen. Adolf Matthias, der Verfasser des schon in zweiter Auflage erschienenen Buchs über die Erziehung seines Sohnes Benjamin, hält sich mit einem neuen Buche („Wie werden wir Kinder des Glücks?" München, Beck) auf einer mittlern Linie. Er hat es aus eignen Erfahrungen und auch für die eignen Bedürfnisse geschrieben, wie er in der Einleitung sagt, und er möchte von den eignen Glücksempfindungen nach Möglichkeit andern mitteilen. Allerdings nur nach Möglichkeit! Denn wie der Leser eines berühmten Buchs von John Lubbock über die Freuden des Lebens, noch ehe er es zu Ende gelesen hat, sich sagen wird, ja, wenn ich nur einen kleinen Teil von diesen Freuden Sir Johns hätte, dann brauchte ich überhaupt keinen mehr, der mich noch zur Freude ermahnte, so wird auch unserm Verfasser gegenüber mancher denken, mit einem erfolgreichen Lebensweg und einem wohlgeratnen Benjamin dazu sei es keine große Kunst mehr, ein Optimist zu werden. Wenn Hiob bei allem Ungemach nicht aufhört, Gott für einen gütigen Vater zu erklären, so macht das ja allerdings mehr Eindruck auf uns, als wenn der Reiche im Gleichnis das Leben für schön hält und meint, wir müßten es ebenso finden. Vielleicht ist also der Titel unsers kleinen Buches ein wenig zu feierlich. Aber der Verfasser überschätzt seine Gaben nicht, und die Art seiner Mitteilung ist immer angenehm. Er spricht sozusagen von Surrogaten des Glücks, von Auffassungen und Handlungsweisen, Dingen, die die Menschen gemeiniglich in der Hand haben, und die sich auch wohlgemeinten Ratschlägen werden anpassen lassen, so lange nicht das Schicksal gar zu bitter dreinschlägt. So von der Freude am Guten, wie sie Goethe hatte und namentlich auch in seiner Menschenkritik bethätigte, von dem Werte der Höflichkeitsformen für den Sachgehalt unsers Lebens, von den Glücksquellen, die im Familienleben liegen („können," wird man um der Allgemeinheit willen hinzusetzen). Nicht jedes Gebiet unsers Lebens eignet sich gleich gut zu solcher Betrachtung: die Sätze des vierzehnten Kapitels — Glück und Besitz — umschmeicheln uns mit ihrem Wohllaute, aber die feindlichen Brüder Genießen und Entbehren weichen darum keinen Finger breit von ihrer Stelle. Eine sehr viel günstigere Position hat der Optimismus in dem vorhergehenden Kapitel: Glück und Arbeit. Denn daß alle ehrliche Arbeit in unsrer Zeit in hohen Ehren steht, während sich der Müßiggang auch bei Reichtum und Vornehmheit jetzt nicht mehr recht schicken will, das hat ohne Frage das Glücksgefühl über einen größern Kreis von Menschen verbreitet, als ihn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die frühere Schätzung nach Stand und Besitz zugelassen hätte. Das entscheidende Verdienst möchte ich aber hier nicht mit dem Verfasser allgemein dem neunzehnten Jahrhundert zuschreiben, sondern ganz bestimmt den letzten Jahrzehnten. Wenn irgend etwas darüber beruhigen kann, daß wir moralisch nicht zurückgehn (die alte Preisfrage der Kulturhistoriker!), so ist es dieses sogar nach Jahren spürbare Fortschreiten in der Schätzung der menschlichen Arbeit. Gut wird in dem Kapitel „Glück und Bildung" von einem andern Triebe unsers Zeitalters gesprochen, der mit seinen bekannten Veranstaltungen das Wissen auf alle Menschen ausdehnen möchte. Wellington habe einst einen Bewerber um ein Amt nach einer prüfenden Unterhaltung mit den Worten verabschiedet: „Ich kann Sie nicht gebrauchen, für Ihren Verstand haben Sie zuviel gelernt." Aber wie sollen die armen Leute ihren Verstand vor überflüssigen Kenntnissen schützen, wenn der Lehrfanatismus sie ohne Ansehen der Person für seine Versuche einfängt! Vernünftig und gemäßigt steht der Verfasser zu der Frauenfrage (Zehntes Kapitel), nur steckt in seinen Vorstellungen von der berufslosen, wohlhabenden Frau bessern Standes viel mehr Puppenheim, als ihm aller Wahrscheinlichkeit nach die Erfahrung zeigen würde. Im übrigen ist er Realist, und was er sagt, ist greifbar und irgendwie brauchbar. Es können ja auch Dichter oder vorzugsweise poetisch gestimmte Menschen über diese Dinge schreiben, und die würden sich z. B. über den Wert des „Traumglücks" (S. 152) jedenfalls anders aussprechen als er. A. P.

Märchen. Andersens „Bilderbuch ohne Bilder" ist mit einem hübschen Buchschmuck versehen und auf starkem Papier gut gedruckt von Eugen Diederichs in Leipzig herausgegeben worden, außerordentlich billig (1 Mark 50 Pfennige) und empfehlenswert, denn die kleinen Sachen sind doch zart und voll von Stimmung und verdienen nicht vergessen zu werden. Es sind meist Märchen, und Märchen zu schreiben ist gar nicht so leicht. Sollte es übrigens nicht möglich sein, ein kleines Buch, das nur abgedruckt zu werden braucht, also keine weitere, auf den Inhalt gerichtete Aufmerksamkeit verlangt, fehlerfrei herzustellen? Eugène Mouton hat freilich in seinem Buch: l'art d'écrire un livre behauptet, es gäbe überhaupt kein Buch ohne Druckfehler. — Paul Heyse, „Neue Märchen" (Berlin, Hertz) enthält zehn Stück, bis auf ein älteres sämtlich in einem Jahre geschrieben, fließend, durchsichtig, zierlich in der Form, ohne moderne Anstößigkeiten, wie das bei diesem Gebieter des Ausdrucks selbstverständlich ist. Was Inhalt und Sachwert anlangt, so sind fast alle Scherzmärchen, zum Teil sogar mit Satire (Holdrio und das Märchen vom Herzblut). Von tiefrer poetischer Erfindung sind nur zwei: Die gute Frau (etwas deutlich; ganz ohne ein in flagranti scheint es nun einmal bei Paul Heyse nicht gehn zu können) und „Johannisnacht": zwei Verstorbne, eine Gräfin und ein Bauermädchen, stehn auf, um sich ihre Herzen zu holen, die sie bei ihren Angehörigen zurückgelassen haben, ganz unnötigerweise, wie sie erfahren, denn die Gräfin ist ihrem Kinde ebenso überflüssig wie die Trude ihrem Schatz. Schade, daß in den eindrucksvollen Szenen dieses zweiten Märchens allerlei Witzeleien untergelaufen sind über Dinge, bei denen eigentlich der Spaß aufhört. Indessen, der Meister kann die Form zerbrechen, warum nicht auch die Wirkung ihres Inhalts zerstören? Lei è padrone. A. P.

Lyrik. Seit Juli 1899 erscheint in Berlin eine neue Monatsschrift unter dem nicht gerade anspruchslosen Titel „Lyrik." Fin de siècle-Lyrik sollte sie sich nennen, doch schade, das Jahrhundert ist ja leider zu Ende gegangen, als die Zeitschrift ein Sechsmonatkind war, und wir stehn am Anfang eines neuen. Oder vielleicht auch nicht? Aber gleichviel, „Zukunftsmusik" ist es sicher, was die „Lyrik" bringt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Allermodernsten unsrer Modernen sind meist „müde und matt," schildern grau in grau, wo sie dann jammern:

Das sind die trüben, die Regenstunden,
in denen ich mich so trostlos quäle,
die Regenstunden meiner Seele,

deuten nur ganz schemen- und schattenhaft ihre Gefühle und Ideen an und überlassen es dem Scharfblick des Lesers, sich aus den skizzenhaft hingeworfnen Umrissen ein Bild zu entwickeln, oder aber sie zeigen sich als „Stürmer und Dränger" der allergefährlichsten Sorte, wie z. B. in folgenden Versen:

Sie drängt sich zwischen uns? Weh ihr!
Die Welt mit ihren Gesetzen?
Die Welt? Sie mag sich hüten vor mir!
Ich reiße sie in Fetzen,
die Welt mit ihren Gesetzen!

Die arme Welt, ob sie sich nicht fürchtet vor Herrn Karl Fessel? Übrigens, wie ist mir denn? Brüstete sich denn nicht schon vor einem halben Jahrhundert ein gewisser Werner Kirchhofer durch Scheffels liederkundigen Mund, ein ähnliches Wagstück zu vollbringen? Nur klang es dort nicht ganz so kategorisch, sondern hypothetisch in der einer Kurfürstin gebrachten Serenade:

Befehlet, so will ich für Euch, für Euch
Die Welt in Fetzen zerhauen.

Der genannte Herausgeber der Lyrik, Karl Fessel, ist gänzlich frei von den „Fesseln" des Reims, des Rhythmus und ähnlicher überwundner Dinge. Lesen wir seinen „Lindenbummel," so meinen wir ein Feuilleton vor uns zu haben, aber nicht einen lyrischen Erguß. Man höre:

Lindenbummel

Es geht doch nichts über einen Lindenbummel
in der vierten Sonntagsnachmittagsstunde
auf der Zehnthalerseite.

Havannarauchende Herrenwelt
(Ich begnüge mich mit einer Felix-Brasil.)
Schöne Frauen im neuesten Frühjahrskostüm,
hochmoderne, tadellose Toiletten aus Paris.

Reges Treiben auf dem Fahrdamm:
Karossen aller Art mit Demi-monde
— — — —

A propos: Demi-monde, das ist auch eine spezielle Eigentümlichkeit der „Lyrik," daß die hehre Begleiterin Apolls gezwungen wird, diese Spezies des öftern zu besingen, z. B. in:

Und dann

Mach Schippchen, mach Schippchen;
ich seh es zu gern.
Mach schmollendes Lippchen!
Dann lächle von fern!

Nun iß einen Happen
und trinke dazu!
Zu gern seh ich pappen
dein Mündel, du, du.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dann laß dich küssen,
du reizender Mund!
Denn das, mußt du wissen,
das macht mich gesund.

Nach den ersten zwei Strophen könnte man die Ansicht haben, man habe es mit einem glücklichen Vater zu thun, der seinem „pappenden" Kindchen vergnügt zusieht, allein die dritte benimmt uns diese Illusion, da aus ihr klar hervorgeht, daß das Kindchen schon etwas größer sein muß. Auf die besondern Formenschönheiten der Reime

Schippchen — Lippchen
Happen — pappen

brauche ich wohl nicht noch besonders hinzuweisen. Derartige gewählte Ausdrucksweise findet man in Karl Fessels Gedichten nicht selten, ich zitiere nur den in der gesamten Lyrik gewiß einzig dastehenden, geradezu klassischen Vers aus dem „Lindenbummel":

Nun kommt der Schlußeffekt.

Doch zurück zu Rhythmus und Reim. Mit geradezu souveräner Verachtung werden beide behandelt in dem Gedicht:

Allein

Du, dieser Morgen schenkt mir keine Wonne,
geliebtes Weib,
nur einen Vers, der in mir klingt
und dessen Rhythmus also singt:
Gestern mit dir — heute ohne dich!

Er klingt bei jedem Schritt und Tritt
der ganze Tiergarten singt ihn mit,
die Rousseauinsel und die Sommersonne:
den einen Vers:
Gestern mit dir — heute ohne dich!

Ich thu noch mal denselben Gang
und raste auf derselben Bank,
und neben mir rastet eine — Kinderbonne.
Der Vers klingt noch:
Gestern mit dir — heute ohne dich!

Dasselbe Wasser, glitzerklar,
die Boote drauf,
und alles, wie es gestern war,
nur ich verändert . . . ohne innre Sonne . .
Gestern mit dir — heute ohne dich.

In der ersten Strophe reimt Vers 2 und 3, in der zweiten und dritten Vers 1 und 2, in der vierten Vers 1 und 3. Oder ist das Zufall? Sollten durch alle Strophen nur „Wonne," „Sonne," „Kinderbonne" und „innre Sonne" reimen? Und nun der Rhythmus. Vierfüßige Jamben in der ersten Strophe — abgesehen vom zweiten Vers und vom Refrain. In der zweiten Strophe enthält der dritte Vers fünf Jamben, der zweite? Sollte „Tiergarten" etwa gar ein Daktylus sein? Doch nein, wer kann so etwas Schlimmes behaupten, nein: erst zwei Jamben, dann — Spondeen!

Doch genug! Der Tiergarten und die Rousseauinsel haben nun auch ihren Sänger gefunden und — honny soit qui mal y pense — die Kinderbonne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Beispiel des modernen Stabreims sei noch erwähnt ein Gedicht von Felix Falk:

Gemälde

Ewige, weiße
Lilien sprießen
zwischen deinen schlanken Fingern
und singen sehnend
zu deinem brennden Munde empor.
Heimlich und leise
durch die blühende Luft deines Leibes
tauchen violette
Hände zu den
weißen, ewigen Lilien hinab,

worin mir besonders der Metapher „die blühende Luft deines Leibes" und die „violetten Hände" gefallen. Ja ja, was blüht nicht alles! Hier „die Luft des Leibes," in W. A. Labions „Traumlied" blüht sogar „die Stunde rot," ja sie „verblüht":

Traumlied

Nun gieb mir Ruh
und dich dazu
wie blüht so rot die Stunde!
Denn was ich weiß
das quillt so leis
von deinem blassen Munde
gieb, o gieb,
was uns noch blieb:
verblüht ist bald die Stunde!

Und „nun kommt der Schlußeffekt" Vers 2 aus „Zu deiner Beruhigung" von Karl Fessel — der erste Vers ist bereits oben erwähnt:

Ich dulde keine Schranken, nein!
Ich kenne dich, das genüge.
Ich sah in deine Seele hinein,
und lieb sind mir deine Züge:
Ich liebe dich — das genüge!

Ja „das genügt" sagt Pfeffermann

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG